

Fischmilch's Sonntag's Blatt

der
„Thorner Presse.“
Verlag von G. Domkowski in Thorn.

Nr. 4.

4. Quartal.

1887.

Ellinor.

Novelle von S. Fiedel.

[4]

(Nachdruck verboten.)

Durch die geöffneten Fenster eines einfach, aber wohllich möblirten Zimmers strömte laue Nachtlust. Aus der Ferne erklangen die Lieder der Nachtigallen in vielstimmigem Chor, leise plätscherten dazwischen die vorübergleitenden Wasser des Flusses, in denen sich die silbernen Mondstrahlen spiegelten.

Eine junge Frau saß eifrig nährend vor brennender Lampe. Sie sah weder hinaus auf die blizenden Wellen, noch neben sich nieder auf den kleinen Knaben, der mit lächelndem rosigem Antlitz in tiefem Schlummer lag. Mit finster zusammengezogenen Augenbrauen blickte sie auf das Nähzeug herab, durch welches ihre Finger die Nadel rastlos hin- und herzogen. Ein hastiger Schritt auf der zum Zimmer führenden Treppe schreckte sie aus ihrem düsteren Sinnen auf.

„Kommst Du endlich!“ rief sie einem eintretenden Manne entgegen. „Ach, die Einsamkeit, zu der ich verdammt bin, tödtet mich. Welch' ein Leben führe ich! Wie anders habe ich mir die Zukunft an Deiner Seite erträumt! Nun sehe ich die langen Tage und noch längeren Abende und sehne mir das entschwundene Eden herbei. Warum bist Du heut' wieder so lang' fortgeblieben? Deine Geschäfte sind wohl kaum so ausgedehnt, wie Du's Anfangs mich glauben ließe.“ — Sie begleitete die letzten Worte mit einem bitteren Lachen, während sie sich die dunkelen Haare aus der weißen Stirn strich und ihn mit einem glimmenden Feuer in ihren schwarzen Augen starr anblickte.

Er war an das Lager des schlummern- den Kindes getreten und hatte nichts auf ihre Klagen erwidert. Erst als sie die Frage nach seinem Ausbleiben in heftigem Tone wiederholte, trat er zu ihr heran und sagte leise, aber eindringlich: „Störe des

Kindes friedlichen Schlummer nicht, Agnes.“ Und dann, als sie erröthend einen Blick auf den Knaben niederwarf, ihr Nähzeug hastig zusammenrollte und sich erhob, legte er den Arm um ihre Schulter und führte sie an das

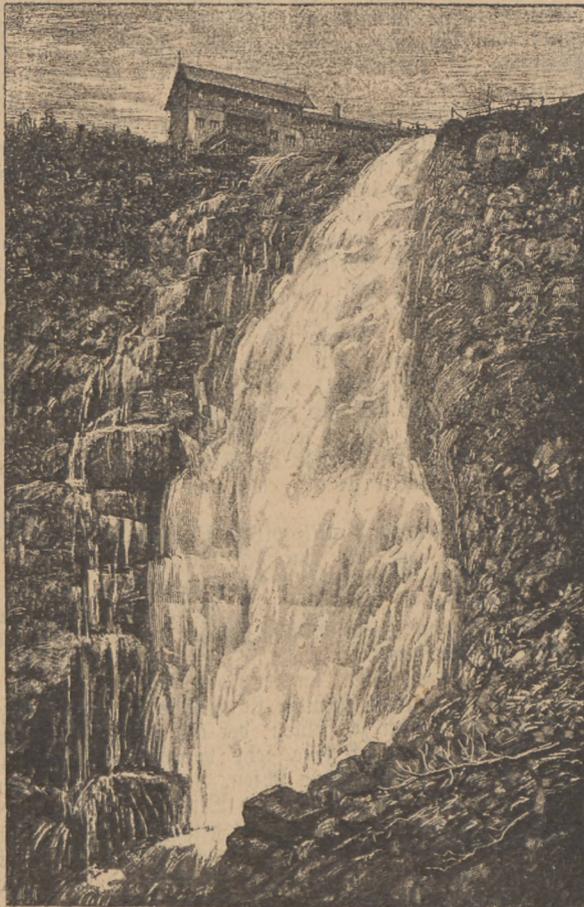
dem erträumten Glück? Oder, was hast Du verloren, was Dir die Gegenwart nicht aufzuwiegen vermöchte?“

Sie machte sich heftig von ihm los. „Das fragst Du? — Denk' an die Verhältnisse, aus denen Du mich herausgerissen hast! — Muß ich Dir's in's Gedächtniß zurückerufen, daß ich das einzige Kind zärtlich um mein Wohl besorgter Eltern war? Wo lernten wir uns kennen? Im Ballsaal, unter rauschenden Musikklängen, auf einem glänzenden Feste, das meine Eltern zu Ehren ihrer vielgefeierten Tochter gaben. — Und nun sieh' um Dich her! Was ist mir von all' dem Glanz und Schimmer geblieben?“

„Agnes, freule nicht!“ rief er in mahnendem Ton. „Hast Du nicht Deinen Gatten, Dein Kind? — Wer sorgt und arbeitet jetzt für Dich? — Denn könnte ich nicht mit ähnlicher Frage vor Dich hintreten: Was ist aus dem Reichthum Deines Elternhauses geworden?“

„O Schmach!“ rief sie und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen — „daß mein Gatte diese Frage an mich stellt, mir's vor Augen führt, daß meine Eltern das Opfer unglücklicher Verhältnisse werden mußten. Womit habe ich das Alles verdient?“

Im Uebermaß ihrer heftigen Erregung brach sie in ein wildes Schluchzen aus, dem er ein finsternes Schweigen entgegenstellte. Erst als ihr leidenschaftliches Klagen den Knaben erweckte, der nun auch zu weinen begann, versuchte er, die Aufgeregte zu beruhigen. Ein trogiges „Geh, laß mich allein!“ war ihre ganze Erwiderung. „Ich werde Deinen Wunsch eher erfüllen, als Du's vielleicht im Grunde Deines Herzens wünschest,“ sagte er endlich. „Wenn Du mich hättest zu Worte kommen lassen, würde ich Dir längst eine Neuigkeit mitgetheilt haben, die auch mein langes Fortbleiben ent-



Der Elbsall. (Mit Text auf S. 38.)

offene Fenster. „Sieh' hinaus,“ sagte er, „welch' eine köstliche Frühlingsnacht! Und hier, blick' auf unseren Knaben! Was fehlt Dir denn zu

schuldigt.“

Frau Agnes Thränen waren plötzlich wie weggehaut. Sie richtete den Kopf empor

und sah ihrem Gemahl mit Spannung ins Gesicht. „Eine Neuigkeit? — Du scherzest. Es klingt gar zu seltsam, daß etwas Abwechslung in unser einträgliches Leben kommen sollte. Schnell sag' mir, was Du weißt! Wen betrifft es?“

Ein eigenthümliches Lächeln umspielte seine Lippen. „Ans selbst,“ gab er zurück. „Versprichst Du, mich ruhig anzuhören?“

Sie rückte ihm näher, legte beide Arme um seinen Hals und versprach ihm Alles, was er wünschte, so daß er nicht länger zögern durfte, ihr Kunde von dem wichtigen Ereigniß zu geben, das möglicherweise umgestaltend auf ihr ferneres Leben einwirken konnte. Und sie lauschte aufmerksam seinen Worten, während ihre Mienen die wechselndsten Empfindungen widerpiegelten.

„Denkst Du wirklich im Ernst daran,“ begann sie, als er schwieg, „daß ich mich zu der Aufgabe verstehen würde, zwei fremde Kinder mit meinem Knaben zusammen zu erziehen, nur weil Dein Bruder, der sich nie um uns gekümmert, Dich um diese Gefälligkeit bittet?“

„Agnes,“ rief er, „es ist meines Bruders letzter Wunsch, daß ich seine Kinder zu mir nehmen soll. Unheilbar ist die Krankheit, an der er leidet — vielleicht finde ich ihn nicht mehr am Leben — soll ich die verlassenen Waisen fremden Händen überantworten?“

„Gieb sie in gute Erziehungsanstalten, wenn Dein Bruder die Mittel dazu hinterläßt.“

„Er gilt für sehr reich, Agnes,“ warf er ein.

Sie horchte auf und versank eine Weile in Nachdenken — in ihren Augen begann es unheimlich zu glänzen — sie wandte unruhig den Blick ab, als er dem ihres Mannes begegnete. „Thue, was Du willst, nur mirbürde keine solche Last auf,“ beharrte sie indessen bei ihrer Weigerung.

„Wir könnten manche Vortheile davon haben, wenn ich mit der Verwaltung des Vermögens betraut würde,“ fuhr er fort. „Mein Bruder schreibt mir, er würde mich, wenn ich seinem Wunsche nachkäme, die weite Reise zu unternehmen, zum Vormund seiner Kinder ernennen, denen die Mutter leider auch unlängst gestorben, und mir unbeschränkt die Mittel zu ihrer Erziehung darbieten. Vielleicht glückte es mir, das ganze Vermögen in die Hand zu bekommen. Ich würde den Kindern ja ihr Erbe nicht schmälern wollen, nur dafür Sorge tragen, daß uns die Vortheile zustießen, nicht Fremden. Agnes, Du schweigst, — blick' mich doch an“ — fuhr er noch dringlicher fort, — „hältst Du's für unrecht, daß ich zunächst an uns und unseren Knaben denke?“

„Unrecht?“ — Sie stellte sich vor ihn hin, Aug' in Auge. „Griech, zum ersten Mal fragst Du mich um meinen Rath. — So wie ich jetzt im Grunde Deiner Seele lese, und Du in der meinigen, so genau wissen wir Beide, was wir zu thun haben. Getrost sage ich Dir: „Reise!“ — und überlasse alles Uebrige Deinem Ermessen. Nur das Eine schärfte ich Dir noch ein: Laß' Dir stets unsere ärmliche Häuslichkeit gewärtig sein, — denk' an die Pläne, die Du auszuführen gelobtest, als ich meine Hand in die Deine legte, von denen sich kein einziger bisher verwirklicht hat. Ruhe Dir die glänzenden Verhältnisse zurück, aus denen Du mich in Noth und Glend gebracht hast“ — er wollte sie unterbrechen, sie fuhr schnell fort: „Und bedenke vor Allem, daß ich's niemals dulden werde, wenn die Rechte und Vortheile, die unserem Sohne aus veränderten Verhältnissen erwachsen könnten, durch einen Anderen, und sei es selbst Dein Knecht, geschmälert würden. Du sagst, Dein Bruder hinterläßt einen Sohn und eine Tochter — gut, ich will meine Natur verleugnen, ich will Dir entgegenkommen, so viel ich es vermag. Nimm das Mädchen zu

Dir in's Haus, ich will ihm eine treue Mutter sein — doch verschone mich mit der Gegenwart des Knaben, der unserem Kuno in keiner Weise in den Weg treten darf. Geliebter Mann, räume Deiner Familie den Vorrang in Deinem Denken und Handeln ein“ — schmeichelte sie und wußte ganz genau, wie verführerisch schön sie mit diesem bittenden Blick in ihren dunklen Augen aussah, und wie viel sie durch ihn erlangen konnte. Auch heute versuchte er seine Wirkung nicht. „Du verlangst viel, Agnes,“ sagte er und versuchte, die Augen von dem Antlitz seines Weibes abzuwenden; aber sie legte ihre weiche Wange dicht an die seinige fort. „Wie soll ich vor das Sterbebett meines Bruders hintreten, wenn ich im Herzen den Entschluß mit mir herumtrage, seinen letzten Wunsch nicht zu erfüllen?“ fuhr er unruhig fort. „Wie soll ich ihm versprechen, die gewissenhafte Verwaltung seines Vermögens zu übernehmen, wenn ich entschlossen bin, dasselbe den rechtmäßigen Erben zu entziehen? — Das ist Betrug, das ist“ —

Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück und lachte heiter auf, ihn unterbrechend: „Wovon sprichst Du? — Wird das Geld, für die Erziehung des Knaben verwandt, ihm entzogen? Daß wir diese nicht selber übernehmen wollen, ist sicherlich für beide Theile besser, — ich würde dem fremden Knaben niemals Gerechtigkeit widerfahren lassen, das fühle ich.“

Und dann: Sei nur erst im Besitz des Vermögens, so wird sich eine treffliche Verwendung schon von selber finden. — Nicht mehr wie recht und billig möchte es sein, wenn auch Du von Deinem Bruder in seinen letzten Bestimmungen bedacht wärest. Du nimmst Dir, wenn Du Dir Vortheile zuwendest, welche man unbrüderlicher Weise vergessen, nur ein Dir vergrätes Recht. Bitte, sieh' mir in die Augen, Griech, und gelobe mir mit Handschlag, nicht eher zu ruhen, bis sich Alles nach meinen Wünschen geordnet. — So ist's recht, — nun weiß ich, daß Du mich nicht hintergehen wirst. Und nun laß' uns zur Ruhe gehen. Goldene Träume, ich fühle es, werden mich heut umgaukeln.“

Frau Agnes sah der Trennung von ihrem Gatten mit großer Gemüthsunruhe entgegen. Nicht etwa, daß sie den Augenblick gefürchtet hätte, der sie für lange Zeit zu noch größerer Einsamkeit verurtheilte, als sie dieselbe während ihrer Ehe kennen gelernt, — nein, sie suchte im Gegentheil die Abreise ihres Gemahls noch zu beschleunigen, weil ihr vor irgend einem Zwischenfall bangte, der dieselbe hätte verhindern können. Schon in der Frühe des nächsten Morgens, den sie nach schlafloser Nacht freudig begrüßte, begann sie, Griech's Koffer zu packen, und als er ihr im Laufe des Tages mittheilte, daß er seine Geschäfte soweit geordnet, um schon Abends die Reise antreten zu können, athmete sie auf, wie von schwerer Sorge befreit.

Mit strahlendem Antlitz winkte sie ihm den Abschiedsgruß zu, als ihn der Gilzug dem Meere zuführte, und hielt ihren Knaben hoch in die Luft empor, so lange noch die Möglichkeit, daß er von ihrem Manne gesehen werden konnte, denkbar war.

Als sie, ihren Sohn an der Hand führend, den Heimweg antrat, glaubte sie Griech's Blick noch auf sich ruhen zu fühlen, der mit seinem vielsagenden Ausdruck eine sehr beruhigende Wirkung auf sie auszuüben schien.

Was sie auf die dringendsten Bitten ihres Mannes hin seit Jahren niemals gethan, das geschah jetzt: sie betrat einen öffentlichen Garten, ohne ihrer Befürchtung, daß man auf sie herabsehen oder sie am Ende gar übersehen könnte, heut' in ihrem Herzen Raum zu gestatten. Sie begrüßte einige Bekannte, in deren Be-

nehmen, der mittellosen Frau gegenüber sie sonst stets herablassende Freundlichkeit zu sehen geglaubt, mit einer Empfindung, die ihr selbst fremd war und ihrem Wesen etwas so Unnahbares gab, daß man sich nach einigen bösslichen Redensarten von ihr zurückzog. Ein verächtliches Lächeln umspielte Agnes' Lippen.

„Hab' nur Geduld,“ rief sie sich selber zu, „nur Geduld! — Bald genug wird man Dich ebenso eifrig aussuchen, als man Dich heute hochmüthig meldet.“

Und dann sah sie voll Stolz auf ihren Knaben nieder und litt es nicht, daß er zu ein paar einfach gekleideten Kindern eilte, die ihm freundlich zuwinkten, ihnen bei dem großartigen Bau einer Festung aus Sand und Steinen behülflich zu sein. „Er soll nur mit Seinesgleichen umgehen,“ sagte sie sich und verließ, als sie sein trauriges Gesicht bemerkte, schnell mit ihm den Garten.

„Nur Geduld!“ — sie mußte sich's oft genug wiederholen in der nächsten Zeit. Denn viele Wochen vergingen, — und sie streichen in Erwartung ja viel langsamer dahin, als gewöhnlich — ehe sie für ihr Ausharren belohnt wurde. Dann endlich langte der sehulichst erwartete Brief Griech's an.

Ihre Augen blitzten und ihre Wangen waren dunkel geröthet, als sie das lange Schreiben wieder und wieder durchlesen — sie schien bei dieser Arbeit garnicht müde werden zu können. Dann nahm sie den kleinen Kuno auf den Arm und tanzte mit ihm im Zimmer umher. „Papa grüßt seinen Jungen,“ sagte sie dabei und küßte ihn zärtlich. „Bald kommt er nun heim und bringt ihm viel, viel Schönes aus dem fremden Lande mit.“

„Ein Märchenbuch?“ fragte der Kleine und sah die Mutter mit seinen großen dunklen Augen erwartungsvoll an.

„Alles, was Du Dir wünschest, mein Herzblatt, Alles, Alles! Nichts soll Dir versagt werden. Wie ein kleiner Prinz sollst Du künftig in einem schönen, großen Schlosse wohnen, und nichts soll uns mehr an diese im Glend verlebten Jahre erinnern. O, wenn die Zeit nur schneller dahineilte — wie viel Jahre wünschtest ich vorübergeeeilt! — um uns den Gipfel des hohen Berges erreicht zu sehen, der mir in rotharthem Lichte entgegen glänzt.“

* * *

Zwölf Jahre sind vergangen — und wieder ist's ein Frühlingstag, der seinen Zauber über die Stadt und den sanft dahinstießenden Strom ergießt.

Ein junger Mann, der eben den Schnellzug verlassen, schritt hastig dem Halteplatz der Droschken zu.

„Nach der Villa Müllner!“ rief er und bestieg eines der eleganteren Gefährte. Der Koffelentker lüftete ehrerbietig seinen Hut und ließ seine Pferde zu scharfem Trabe ausgreifen.

Auf dem Antlitz des jungen Reisenden lag ein freundliches Lächeln und verlieh dessen schönen Zügen ein sehr angenehmes Gepräge. Er sah von Zeit zu Zeit prüfend über die im Lauf der Jahre ansehnlich erweiterte und mit mehr oder weniger kunstvoll ausgeführten Villen begrenzte Vorstadt hin, und in seinen Augen leuchtete es auf, als er eines Gebäudes ansichtig wurde, das im schwungvollen Stil der Neuzeit erbaut, aus einem großartig angelegten, auf's Sorgfältigste gepflegten Garten stolz hervorragte. Der Wagen hielt vor einem gusseisernen Gitterthor, und während der Kutscher mit wohlgefälligem Schmunzeln auf die Geldmünze in seiner Hand niederblickte, hatte der Geber derselben bereits, mit ein paar langen, hastigen Schritten über den Kiesweg eilend, die Treppe des Hauses erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Rothhäuten.

Erzählung von Hans Heinrich Sefsky.

K

(Nachdruck verboten.)

Kurze Zeit, nachdem man in Waller, jetzt einer bedeutenden Stadt am Ohio, das Christfest gefeiert hatte, versammelte sich bei dem ersten Morgengrauen vor der einzigen Taverne des Dorfes eine Anzahl junger Männer, um einer durch anhaltendes Regenwetter auf dem Wege zurückgehaltenen Zufuhr von Lebensmitteln und allerlei Geräthschaften eine Strecke weit durch die Wälder entgegenzugehen und nöthigenfalls bei ihrer Weiterbeförderung behülflich zu sein.

Als die Sonne über den Horizont emporstieg, glaubten ältere und erfahrenere Leute Anzeichen eines herannahenden Sturmes am Himmel zu erkennen.

Die jungen Männer schenkten den Warnungen derselben nur sehr geringe Aufmerksamkeit, denn sie waren nun einmal entschlossen, sich nicht nur durch eine keineswegs gering anzuschlagende oder etwa gefahrlose Dienstleistung um das kleine Gemeinwesen verdient zu machen, sondern es verlangte sie auch nach so vielen in steter Eintönigkeit verlebten Tagen einmal wieder in ihrer rauhen Weise Kurzweil zu treiben und womöglich Abenteuer zu bestehen.

Jeder von ihnen war für den Fall, daß man gezwungen sein sollte, die Nacht im Freien zu verbringen, mit einer wollenen Decke und einer Art versehen.

Sie traten darum vergnügten Sinnes ihre Wanderung an und erreichten gegen Mittag wohlbehalten die Stelle, wo die Gespanne mit den Zufuhren ihres Bestandes harrten.

Bis jetzt war der Sturm, den die älteren Leute im Dorfe vorhergesagt, immer nur noch im Anzuge begriffen.

Die Wipfel der Bäume verschwanden in grauem, sich immer mehr verdichtendem Nebel. Unsere Wanderer achteten jedoch dieser drohenden Zeichen nicht und verlängerten ihren Aufenthalt am Rendezvousorte bedeutend.

Schon war der Nachmittag weit vorgerückt, bevor sie daran dachten, sich auf den Rückweg zu begeben.

Als sie diesen endlich antraten, nahm Jeder von ihnen, um die Wagen möglichst zu erleichtern, ein oder mehrere Pakete der Ladung auf den Rücken.

Eine Strecke weit waren sie bereits zurückgegangen, ohne im Wetter eine wesentliche Veränderung zu spüren, dann aber begann der Nebel sich rasch und immer rascher herabzusinken und es wurde in dem Walde von Augenblick zu Augenblick immer trüber und dunkler.

Unsere jungen Freunde begannen nun einzusehen, daß die am Morgen von den älteren Dorfbewohnern ausgesprochenen Befürchtungen ihre volle Berechtigung gehabt hatten.

Noch immer gaben sie sich indessen der Hoffnung hin, Waller erreichen zu können, bevor der Sturm zum vollen Ausbruch kommen würde.

Jetzt begannen kleine Schneeflocken zu fallen, welche der scharfe Wind den Wanderern gerade in's Gesicht blies, so daß sie nicht wenig dadurch belästigt wurden.

Der zunehmende Sturm aber, der nun stoßweise durch die Wälder heulte, trieb dichte und immer dichtere Schneewolken mit solcher Gewalt vor sich her, daß die Reisenden, um nicht des Athems beraubt oder gar zu Boden geworfen zu werden, oft gezwungen wurden, sich umzuwenden und der Wuth der Elemente mit der Rückseite des Körpers Trost zu bieten.

Als man etwa den halben Weg zurückgelegt hatte und es bereits stark zu dunkeln begann,

wurde der Vorschlag gemacht, ein Zelt zu errichten und darunter die Nacht zu verbringen.

Dieser Vorschlag fand jedoch erst Annahme, als von verschiedenen Seiten über außerordentliche Ermüdung geklagt wurde und sich Niemand von der Gesellschaft der Ueberzeugung verschließen konnte, daß Waller an jenem Abend nicht mehr ohne große Gefahr zu erreichen sei.

Sich zu trennen wäre außerdem gefährlich gewesen, denn die Wälder waren von Wölfen heimgesucht, deren Geheul man häufig in ganz unmittelbarer Nähe hörte.

Zwei dieser Bestien hatten sogar eben erst den Pfad der Wanderer gekreuzt und diese mit heiserem Wuthgeheul begrüßt, welches ihren Ingrimm darüber auszudrücken schien, die Gesellschaft so zahlreich zu finden.

Der Schneesturm war noch immer im Zunehmen begriffen und man vermochte keinen hinreichend schützenden Ort zu entdecken, um das Zelt dort aufzuschlagen.

Endlich äußerte sich einer der jungen Leute, aufmerksam umherspähend, daß er sich jetzt der Gegend genauer entsinne, da er noch im Herbst hier gesagt habe.

Er sagte, daß er einen Platz kenne, der sich ganz in der Nähe befinden müsse und der für ihren Zweck außerordentlich passend sei.

Unter seiner Führung schritt man also, die Gespanne für den Augenblick zurücklassend, eine kurze Strecke in einen anderen Theil des Waldes hinein.

Während ihrer Berathschlagung hatte das Geheul der Wölfe zu ihrer Linken aufgehört, war aber aus der entgegengesetzten Richtung desto lauter und wüthender zu ihnen herübergedrungen.

Nach einer Weile vernahmen sie den dumpfen Knall eines Schusses.

Für die eigene Sicherheit bei ihrer Anzahl nicht im Geringsten besorgt, schritten sie rascher vorwärts, um zu sehen, ob der Schütze vielleicht ihres Bestandes bedürftig sei, denn die späte Stunde ließ sie fast befürchten, er möchte sich in großer Gefahr befinden.

Wenige Minuten darauf wurden sie eines Mannes ansichtig, der sich, mit dem Rücken gegen einen Baum lehnd, mit dem Kolben seiner Büchse gegen mehrere Wölfe vertheidigte, welche ihn wüthend angriffen.

Bei Annäherung unserer Abenteurer ergriffen die Bestien augenblicklich die Flucht, denn der amerikanische Wolf ist von Natur furchtsam und fällt selten einen Menschen anders an, als wenn ihn großer Hunger quält.

Der Fremde, den die jungen Leute mithin aus großer Lebensgefahr befreit hatten, sprach ihnen für ihren rechtzeitigen Beistand seinen Dank aus und wurde dann von Jenen eingeladen, ihr Lager unter dem aufzuschlagenden Zelte mit ihnen zu theilen, denn die Finsterniß rings umher begann jetzt immer dichter und dichter zu werden.

An einer Stelle, welche die Gesellschaft gleich darauf erreichte, und wo die Bäume in einer dem Sturme entgegengesetzten Richtung so dicht standen, daß sie fast eine undurchdringliche Schutzwand gegen diesen bildeten, machte man sich alsbald an die Arbeit, den Boden vom Schnee zu reinigen.

Man fälltte dann eine Anzahl in der Nähe wachsender jüngerer Bäumchen, die an den Enden zugespitzt und in den Boden gestossen wurden, um, nachdem man die Zwischenräume mit Laub und Zweigen gefüllt hatte, solchergestalt die fehlenden Seitenwände zu ersetzen.

Endlich stellte man vermittelst desselben Materials auch noch ein Dach her.

Nachdem unsere Abenteurer sodann ein Feuer angezündet, trafen sie Anstalten, die

Nacht so gemüthlich zu verbringen, wie es die Umstände erlaubten.

Der Sturm brüllte währenddem ringsumher so laut wie der Niagarafall.

Als sie nun so im Kreise um das Feuer am Boden saßen, begann der Fremde auf allgemeines Verlangen von seinen Erlebnissen zu erzählen.

„Ich bin der Sohn eines gewissen George Mary,“ sagte er, „eines der ersten Ansiedler dieses Landes.“

Weiter gen Westen vorgedrungen, wie irgend Jemand vor ihm, ließ er sich in dem ungeheuren und damals noch ganz einsamen Distrikt Carew, ein wenig östlich vom Ohio, nieder, fast genau einem Dorfe des Indianerstammes Shawnee Taws gegenüber, vor welchen er indessen wenig Furcht hatte, da zwischen ihnen und seiner Ansiedelung ja die tiefen und breiten Wasser eines mächtigen Stromes rollten.

Mit kleineren, jagdlustigen Banden von ihnen, die sich über den Strom herübergewagt, hatten wir freilich dann und wann Gelegenheit, ein wenig zu scharmützeln, doch trieben wir diese, da sie keine Feuerwaffen besaßen, stets mit großer Leichtigkeit auf die andere Seite des Ohio zurück.

So verstrichen mehrere Jahre, während welcher die Wälder um uns her allmählig mehr und mehr gelichtet und bevölkert wurden, was indessen unsere wilden Nachbarn desto mehr dazu anzustacheln schien, Raubzüge gegen unsere jungen Ansiedelungen zu unternehmen.

Meine früh verstorbene Mutter hatte dem Vater Niemanden hinterlassen, der ihn in der Erziehung meines älteren Bruders und der meinigen zu unterstützen vermocht hätte, und eben darin lag denn vielleicht auch der Grund der halbwildten Gewohnheiten und Sitten, in denen wir heranwuchsen.

Wir waren noch Kinder, als wir schon häufig, ohne an irgend eine Gefahr für uns zu denken, allein in den Wäldern umherstrefelten und Bekanntschaft mit manchen grimmigen Thieren machten, welche jene wilden, einsamen Labyrinth in ungestörter Freiheit bewohnten.

Eines Tages — mein Bruder und ich waren schon fast zu Männern herangereift — kehrte der Erstere von der Jagd in der Gesellschaft eines verwundeten Ansiedlers aus der etwa zwölf englische Meilen entfernt liegenden Richtung in unsere kleine Hütte zurück.

Nachdem wir des Ansiedlers Wunden verbunden und ihm ein einfaches Mahl vorgesetzt hatten, verlangte derselbe meinen Vater zu sprechen.

Zu dem Herbeigerufenen sagte er: „Ich habe Euren Sohn gebeten, daß er mich zu Euch führe. Ich fühle mich sehr ermattet und fürchte, es wird schnell mit mir vorbei sein.“

Ich habe Euch vor einer großen Gefahr zu warnen, in der Ihr schwebt. Die Indianer überfielen gestern in großer Anzahl unser Dorf. Wir wehrten uns lange, wurden jedoch endlich von ihnen überwältigt. Was aus meinen Freunden geworden ist, weiß ich nicht, denn als die Wilden in unser Haus drangen, erhielt ich einen Schlag über den Kopf, so daß ich völlig betäubt niederfiel und eine Weile so gelegen haben muß.

Als ich wieder zu mir selbst kam, sah ich da, wo unsere Hütte gestanden hatte, nur noch einen Haufen halbverglommener Asche. Verwundet und hilflos, wie Ihr mich jetzt vor Euch seht, machte ich den Versuch, mich hierher zu schleppen. Ich konnte nur langsam vorwärts kommen, habe aber eben deshalb um so entsetzlichere Angst ausgestanden, daß unsere blutgierigen Feinde Euer Haus eher wie ich erreichen würden.“

„Wie stark sind die Indianer an Zahl?“ fragte mein alter Vater.

Zener antwortete:

„Zwischen dreißig und vierzig.“

„Außer mir und meinen beiden Söhnen haben wir hier im Dorfe nur acht Männer,“ sagte mein Vater in augenscheinlicher Be-

wenigstens während der Nacht noch keinen Angriff auf unser Haus versuchen würden.

Dennoch stellte er, als wir im Begriffe waren, uns zur Ruhe zu begeben, in kurzer Entfernung von unserem Hause zur Vorsicht eine Wache aus.

Diese Maßregel war sehr nöthig, denn nach

Meines Vaters Meinung ging nun dahin, daß wir den noch übrigen Theil der Nacht wach blieben.

Lange Zeit war von den Feinden nichts zu sehen und ich begann bereits zu vermuthen, daß die Wache sich geirrt haben mußte, als plötzlich ein Mann unserer Besatzung mit der

Der neue Hut.

Originalzeichnung von G. Ludwik.



August kauft sich wohlgenuth
Einen stolzen Sonntagshut.



Bier und Zeitung Hochgenuß,
Bummler aber schafft Verdruß.



August trägt mit trübem Sinn
Seinen Hut zum Bügeln hin.



Dann in neuer Herrlichkeit
Grüßt er seine Herzensmaid.



Schwanker Kahn auf kühler Fluth —
Leicht entfacht sich Liebesgluth.



Beider Häupter stolze Pier.
Schaut als Vogelscheuchen hier!

stürzung, „doch müssen wir uns, so gut es gehen mag, zu vertheidigen suchen.“

Mit diesen Worten verließ er uns, um die erforderlichen Anordnungen zur Vertheidigung des Dorfes zu treffen.

Mein Vater kehrte nach einer Weile zurück, und da inzwischen Alles ruhig geblieben war, sprach er die Hoffnung aus, daß die Indianer

Verlauf von kaum zwei Stunden wurden wir durch den Knall eines Schusses geweckt.

Als wir bewaffnet in's Freie stürzten, um der Ursache nachzufragen, vernahmen wir von dem Wache haltenden Mann die beängstigende Kunde, daß er beim Lichte des Mondes zwei Indianer ganz in der Nähe des Hauses herum-schleichen gesehen und auf diese geschossen habe.

Hand auf ein niedriges Gebüsch hindentete und sagte, er sehe Jemand hinter demselben.

Mit Erlaubniß meines Vaters schoß er sein Gewehr nach jener Richtung ab. Zu unserer nicht geringen Bestürzung antworteten nun von dorthier ein lauter Aufschrei und das Kriegsgeläute der Wilden, welche nun, ihre Pfeile abschließend, mit raschem Laufe vordrangen.



Das gestörte Frühstück. Originalzeichnung von E. Hader. (Text S. 32.)

Da wir nach der Anordnung unseres Vaters nicht eher schießen sollten, bis er das Zeichen dazu gäbe, so kamen die Indianer ziemlich nahe an uns heran, empfingen dann jedoch ein wohlgezieltes Feuer von uns.

Nachdem sie auf ihrem Wege eine kleine Bodenerhöhung erreicht hatten, schickten sie uns einen Pfeilhagel entgegen.

Auch sie hatten gut gezielt, zwei der Unserigen sanken schwer verwundet zu Boden.

Eine zweite Salve aus unseren guten Büchsen und die Indianer stürzten unter lautem Geschrei wieder dem Schutze des Dickichts zu.

Wir zweifelten nicht im Geringsten daran, daß wir bis jetzt nur einen Theil des Feindes gesehen hatten und daß sich eine Anzahl derselben noch im Walde verborgen hielt.

Wir hegten jedoch die Hoffnung, die Wilden durch den ihnen bereiteten Empfang allzusehr eingeschüchtern zu haben, um einen neuen Angriff befürchten zu dürfen, bevor Hilfe herbeigeholt werden konnte.

Die Schwierigkeit lag nur darin, einen Boten abzuschicken, da dieser augenscheinlich die größte Gefahr laufen mußte, von den Indianern entdeckt und getödtet zu werden.

Als mein Vater uns Alle berief, um über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathschlagen, begriff ich und mein Bruder die Nothwendigkeit schnellen Beistandes und wir erboten uns zu dem Wagestück.

Nach einigen Widerreden ertheilte der Vater uns auch die Erlaubniß dazu.

Mit unseren Büchsen und großen Messern bewaffnet verließen wir das Haus und durchschlichen langsam und mit größter Vorsicht das hohe Unterholz hinter demselben, bis wir den Urwald erreicht hatten.

Hier machten wir einen ziemlich weiten Bogen und gelangten endlich auf die Landstraße, wenn man den von den Ansiedlern benutzten Weg so nennen darf.

Wohin wir indessen kamen, fanden wir nichts wie niedergebrannte Gebäude, Zerstörung und Leichen.

Wir begannen alsbald einzusehen, daß wir uns zu weit entfernen mußten, um Hilfe aufzufinden, mit welcher wir noch rechtzeitig einzutreffen vermochten.

Es blieb uns also nichts Anderes übrig, als wieder nach Hause zurückzukehren.

Die Sonne stand jetzt bereits gerade senkrecht über unserem Scheitel.

Wir waren viele Stunden lang umhergewandert, hatten die letzte Nacht fast ganz durchwacht und fühlten uns nun so außerordentlich ermüdet, daß wir durchaus einiger Ruhe bedurften, ehe wir den Rückweg antreten.

Unsere Kräfte wurden jedoch durch die Angst und Sorge um das Los der Unserigen daheim aufrecht erhalten.

Endlich war die eigene Lichtung wieder erreicht und da wir innerhalb derselben auch nicht das allergeringste Geräusch vernahmen, so glaubten wir hieraus den sicheren Schluß ziehen zu dürfen, daß die Feinde abgezogen seien.

Doch niemals sind wir entsetzlicher getäuscht worden!

Wir waren nur gekommen, um alle Gebäude unserer Ansiedelung völlig niedergebrannt zu finden. Ringsumher Todtenstille und nichts als Asche!

Während wir noch so dastanden und das entsetzliche Schauspiel anstarrten, drang aus dem nahen Unterholz ein lautes Gestöhne zu unseren Ohren.

Wir gingen demselben nach und fanden endlich einen der Ansiedler schwer verwundet am Boden liegen.

Als wir näher traten, wimmerte er:

„Wasser, Wasser.“

Wir brachten ihm einen Trunk, welcher ihn hinreichend wieder belebte, um uns die Vorgänge auf der Ansiedelung, seit wir dieselbe verlassen, berichten zu können.

Er begann mit schwacher Stimme:

„Bald, nachdem Ihr uns verlasset, sahen wir die Indianer in noch größerer Anzahl wie zuvor am Saume des Waldes erscheinen.“

Euer Vater beklagte jetzt eure Abwesenheit, da sie uns eures Beistandes beraubte, doch suchte er unseren Muth dadurch aufrecht zu erhalten, daß er die zuversichtlichste Hoffnung aussprach, Ihr würdet bald mit Hülfsmännern kommen.

Die Indianer drangen jetzt alle zusammen auf's Neue gegen uns vor, doch mit größerer Vorsicht, wie bei ihrem vorhergehenden Angriffe.

Durch fortwährende Büchsenalben gelang es uns eine kurze Zeit lang, sie in Schach zu halten.

Endlich aber schienen sie die Gefahr, sich in einem einzigen großen Haufen vorwärts zu bewegen, zu begreifen und trennten sich von einander, wodurch unsere Schüsse bedeutend an Wirksamkeit verloren.

Euer Vater befohl nun, das Schießen so lange einzustellen, bis die Feinde näher herankämen, oder sie sich wieder zu Haufen ansammelten.

Dadurch wurde es ihnen unglücklicherweise möglich, sich hinreichend zu nähern, um uns mit ihren Pfeilen treffen zu können.

Sie überschütteten uns nun mit einem wahren Pfeilhagel, unter dessen Schutze sich Einzelne der Feinde sogar bis an das Haus vorwagten.

Wir hatten jetzt alle Ursache, zu fürchten, daß wir überwältigt werden würden, wenn Ihr mit der erwarteten Hilfe nicht schleunig einträtet, denn unsere Lage war in der That eine verzweifelte zu nennen.

Es blieb uns nichts weiter übrig, wie entweder unthätig nur Schutz gegen die Pfeile der Feinde zu suchen oder aber einen Ausfall zu unternehmen und den Versuch zu machen, die Wilden zu vertreiben.

Wir entschieden uns nun für das Letztere, stürzten in's Freie hinaus und griffen dann die Ueberzahl der Feinde wüthend mit Kolbenschlägen an.

Die Behändigkeit ihrer Bewegungen und ihre große Anzahl zwang uns jedoch, uns nach hartnäckigem Kampfe wieder zurückzuziehen.

Ich selbst wurde von einem Pfeil schwer verwundet und da die Verwundung meine Freunde verhinderte, mich in's Haus zu schaffen, so mußte ich dem graufigen Ende des Kampfes, hier hilflos im Gebüsch liegend, als Zuschauer beizuhören.

Nachdem die Indianer unsere Freunde vollständig umzingelt hatten, fuhren sie fort, von allen Seiten ihre Pfeile auf dieselben abzuschießen.

Die Unserigen antworteten darauf mit Büchsenschüssen, so rasch sie zu laden vermochten, bis sie, Einer nach dem Anderen, von Pfeilen getroffen, zu Boden sanken.

Euer Vater war endlich der einzige noch Uebergebliebene. Er sprang plötzlich auf den Häuptling, welcher die Indianer anführte, zu und erschoss ihn.

Mit weithin schallendem Wuthgeheul sahen die Wilden diesen fallen, stürzten über euren Vater her und warfen ihn, ohne sich die Zeit zu nehmen, ihrer Gewohnheit gemäß, zu skalpiren, kopfüber in die Flammen.

Allen unseren übrigen Freunden nahmen sie dann selbstverständlich die Kopfskaut.

Darauf hoben sie die Leiche ihres Häuptlings vom Boden auf und verschwanden mit dieser unter lautem Wehklagen jenseits im Walde.“

Bis hierher hatte der Schwerverwundete mühsam berichtet, jetzt schwieg er.

Das lange Reden hatte ihn so außerordentlich angegriffen, daß er schon nach kurzer Zeit den Geist aufgab.

Mein Bruder und ich beschloßen, von Gram gebeugt und mit blutendem Herzen über das entsetzliche Schicksal unseres Vaters und aller unserer Freunde, den verwüsteten Ort des Unglücks für immer zu verlassen.

Mehrere Tage lang wanderten wir ziellos in den Wäldern umher und lebten von dem mit unseren Büchsen erlegten Wildpret, bis wir eines Nachmittags, bei außerordentlich schwüler Luft, mit Erstaunen plötzlich das Laubwerk über uns rascheln hörten, als zöge ein leichter, schneller Lustzug durch die Wälder, in dem sich noch im Augenblick vorher auch kaum ein Blättchen bewegt hatte.

Zu gleicher Zeit sahen wir auch in weiter Entfernung mehrere Hirse unter den Bäumen dahin traben und trennten uns, um vielleicht dem einen oder anderen von ihnen den Weg zu verlegen; doch hatte ich meinen Bruder kaum aus dem Gesicht verloren, als mit einem Male ein entsetzlicher Sturm durch die Wälder heulte, der alle Bäume in seinem Bereiche entweder gleich Stecken zerbrach oder gar mit den Wurzeln aus der Erde hob, um sie vielleicht viele Fuß weit von ihrem früheren Standorte entlaubt und mit zerbrochenen Aesten unter donnerähnlichem Geräusch zu Boden zu schleudern.

Betäubt und auf's Aeußerste durch dies Phänomen — eine sogenannte Windhohe — erschreckt, rannte ich, um dem Schauplatz des Verderbens zu entkommen, so rasch mich meine Füße zu tragen vermochten, vorwärts, bis ich das Donnergeräusch der stürzenden Bäume, das Krachen der brechenden Stämme und Aeste weit hinter mir hatte.

Nachdem ich mich von meinem Entsetzen erholt und der Orkan ausgetobt hatte, machte ich den Versuch, nach der Stelle zurückzukehren, wo ich mich von meinem Bruder getrennt hatte, doch es sah jetzt im Walde Alles so außerordentlich verändert aus, daß ich es nach stundenlangem Umherwandeln aufgeben mußte, jenen Ort wiederzufinden.

Aus dieser verzweifelten Gemüthsstimmung wurde ich plötzlich durch die Annäherung von Menschen erweckt, welche in einer mir unbekanntem Sprache mit einander redeten, und als ich empoblickte, sah ich, daß es Indianer waren, doch nicht vom Stamme der Shawnee Laws.

Einer von ihnen wurde meiner sogleich ansichtig, näherte sich mir und fragte in gebrochenem Englisch, wo ich denn eigentlich herkomme.

Nachdem ich ihm meine jüngsten traurigen Ereignisse mitgetheilt hatte, sagte er mir, sein Stamm befinde sich mit unseren gemeinsamen Feinden im Kriege und forderte mich auf, mich seiner Truppe anzuschließen.

Der Vorschlag gefiel mir und ich nahm ihn sofort an, denn dies mußte mir ohne Zweifel Gelegenheit geben, Rache für den Tod meines Vaters zu nehmen und außerdem sehnte ich mich bei meiner jetzigen, gänzlichen Vereinsamung nach irgend einer Art von Zufluchtsstätte.

Ich sprang vom Boden empor und gestellte mich bereitwilligst mit meiner Büchse dieser Truppe an.

Nachdem wir das Ufer erreicht, kostete es uns einige Mühe und Zeit, Ranoes herzustellen; am Nachmittage des folgenden Tages jedoch

legten wir glücklich über den Ohio und betraten das feindliche Territorium.

Die Kanoes wurden im hohen Schilf des Flußufers verborgen und wir schlichen uns dann, als es bereits zu dämmern begann, auf das Dorf der Shawnee Taws zu, welches unweit des Einflusses des Wabash in den Ohio liegt.

Es war bereits dunkel, als wir uns dem Dorfe näherten; doch sagten uns die zahlreichen Feuer, daß dort noch Alles wach sei.

Einige von unserer Truppe schlugen einen sofortigen Angriff auf das Lager vor; doch trug der Rath eines alten Indianers den Sieg davon, da dieser uns vorstellte, daß uns vollständiger und leichter Sieg und Erfolg verbürgt sei, wenn wir den Ueberfall des Dorfes aufschoben, bis die Wachtfeuer entweder gänzlich erloschen oder wenigstens sehr weit niedergebrannt seien, da wir unsere Feinde dann im Schlafe überrumpeln könnten oder sie doch bedeutend unfähiger zur Vertheidigung finden würden, wie in jenem Augenblick.

Wir streckten uns Alle auf den Boden nieder, bis fast sämmtliche Feuer erloschen waren, worauf wir uns erhoben und uns vorsichtig vorwärts bewegten.

Obgleich vollständig überrumpelt, leisteten die Feinde uns dennoch muthigen Widerstand, und ihrer der unserigen bei Weitem überlegenen Anzahl gelang es, das Feld zu behaupten. Doch begünstigte die Dunkelheit der Nacht in den Wäldern unseren Rückzug und wir erreichten fast ohne jeden Verlust unsere Kanoes wieder.

Nicht ganz wie meine Gefährten so an die Wälder gewöhnt, blieb ich am weitesten zurück und die Kanoes waren, als ich am Ufer des Flusses anlangte, schon alle vom Lande abgestoßen.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als meine Waffen zurückzulassen und in den Fluß zu springen.

Ich verlangte laut rufend in einen der Röhne aufgenommen zu werden, doch durfte man dies bei der Gebrechlichkeit der kleinen Fahrzeuge nicht zu unternehmen wagen, zumal nicht im Dunkel, und so war ich gezwungen, quer durch den ganzen Strom zu schwimmen, während mich einer der Indianer am Krage meiner Jacke festhielt.

Die Shawnee Taws, welche an jener Stelle des Flusses gerade keine Kanoes hatten und uns also über denselben nicht folgen konnten, kehrten sehr bald nach ihrem Dorfe zurück und ich fuhr beim ersten Grauen des folgenden Tages noch einmal über den Fluß zurück, um meine Waffen zu holen.

Als ich die Indianer wieder einholte, wurde ich in der freundlichsten Weise von ihnen empfangen, und da ich jetzt Niemanden in der weiten Welt mehr hatte, der mir näher stand, so erbot ich mich, ganz bei ihnen zu bleiben. Sie nahmen mich sehr bereitwillig unter sich auf und ich habe mehrere Jahre in ihrer Mitte verlebt, bis endlich die Sehnsucht über mich kam, wieder einmal etwas vom civilisirten Leben zu sehen.

Es war nun auf meinem Rückwege nach den Ansiedelungen, als mich die Wölfe anfielen, die mich ohne Euren rechtzeitigen Beistand bald genug überwältigt haben würden!

Die jungen Leute, auf welche die Erzählung des Jägers einen tiefen Eindruck gemacht hatte, nahmen diesen am Morgen mit nach Waller.

Dem jungen Fremden schien jedoch nach dem Leben unter den Indianern ein einförmiges, arbeitsvolles Leben so wenig mehr zuzusagen, daß er beim Eintritt des Frühlings wieder in die Wälder hinauszog und niemals in jene Ansiedelung zurückkehrte.

Die Flucht der Ex-Kaiserin Eugenie.

Skizze a. d. Franz. v. Alexis.

(Nachdruck verboten.)

Der Verfasser dieses setzt voraus, daß den werthen Lesern im Allgemeinen die Hauptmomente aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges bekannt sein werden und hat es sich daher zur Aufgabe gestellt, in Form einer Skizze und selbstverständlich für sich die Flucht jener, im Exil lebenden Kaiserin Eugenie nachfolgend zu schildern, was nicht ohne Interesse sein dürfte.

Zur Abreise entschloß sich die Kaiserin erst am 4. September 1870, Nachmittags 2 Uhr, und zwar auf dringendes Bitten der österreichischen und italienischen Gesandten, Fürsten Metternich und Ritter Nigra. Die zwei vorhergehenden Wochen waren für die arme Frau eine einzige Qual, ein wahrer moralischer Todeskampf. Keine Stunde verging, wo nicht eine Depesche kam, die ein neues Unglück meldete oder ein altes bestätigte. Immerwährend gingen Telegramme von dem Siege der deutschen Armee ein.

Unter diesen Thränen, in dieser Verzweiflung, zwischen Arbeit und schlaflosen Nächten litten ihr Geist und ihr Körper gleich sehr. Sie hielt sich nur aufrecht durch starken Kaffee und konnte nur ruhen, nachdem sie große Dosen Chloralhydrat genommen hatte. Letzteres wurde aber schließlich so viel, daß die Kaiserin förmliche Anfälle von Somnambulismus bekam, während deren sie mit starren, offenen Augen dasah, nichts von dem bemerkte, was um sie vorging, und nichts von dem verstand, was man ihr sagte. Sie machte rasch Toilette, nahm einen kleinen Reisack, und Fürst Metternich gab ihr den Arm. Ritter Nigra führte die Vorleserin der Kaiserin, Madame Lebreton, die ihre Gebieterin nicht verlassen wollte. Die beiden Botschafter führten die Damen durch das Louvre auf die Straße, setzten sich mit ihnen in einen Fiaker, indem Fürst Metternich dem Kutscher zurief:

„Nach dem Boulevard Hausmann!“

In diesem Augenblick ging ein Straßenjunge vorbei, blieb stehen, fixirte die Eintretenden und rief:

„Das ist die Kaiserin!“

Aber Niemand achtete auf ihn. Auf dem Boulevard Hausmann setzten sich die Flüchtigen in einen anderen Fiaker und fuhr zu dem amerikanischen Zahnarzt Evans, der die Kaiserin schon als Mädchen gekannt hatte und viel in den Tuilerien verkehrte. Er stellte sich der Kaiserin vollständig zur Verfügung. Sie blieb die Nacht über in dem Hause des Zahnarztes und Morgens, da sie die Eisenbahn um keinen Preis benutzen wollte, fuhr sie in einem Landauer ab.

Im Wagen saßen sie und Madame Lebreton, Doktor Evans und Doktor Crane, ein Freund Evans und gleichfalls Amerikaner. Das Reiseziel war Deauville; von dort wollte die Kaiserin versuchen, nach England zu gelangen.

Als es zum Thore von Paris — durch die Porte Maillot — hinausging, lehnte sich Evans zum Schlage hinaus und fragte die dort postirten Nationalgardisten, was es Neues gäbe. Die Kaiserin versteckte sich hinter ihm und wurde nicht bemerkt. Als das Thor passirt war, brach sie in lautes Weinen aus. Man fuhr bis Mantes, wo Wagen und Pferde gewechselt werden mußten. Die Gesellschaft bestieg einen sogenannten Berliner, dem zwei miserable Gänge vorgehängt waren — welcher Kontrast gegen sonst! In einem kleinen Dorfe, La Commanderie, ging das Gefährt nicht mehr weiter, und alle Peitschenhiebe nutzten nichts. Evans suchte und fand einen Bauer, der sich

erbot, andere Pferde zu verschaffen. Es gelang, und dem alten Fuhrwerk wurden zwei andere Gänge vorgehängt. Der Eigenthümerin der letzteren gefiel das Gefährt so gut, daß sie ausrief:

„Sehen Sie, eine Königin könnte nicht besser fahren!“

Die Kaiserin überließ es eiskalt, sie glaubte sich erkannt. Aber es war nichts, die Frau hatte ihren Anstuf nur zufällig gethan. In Evreux fuhr sie gerade über den Marktplatz, als der neue Präfekt vor der versammelten Bevölkerung die Republik proklamirte.

Am 6. September Abends wurde Deauville erreicht, nach einer ununterbrochenen Fahrt von 36 Stunden. Die Kaiserin litt seit einigen Tagen an einem starken Schnupfen; sie weinte viel und die Taschentücher gingen ihr aus. Evans schlug vor, die gebrauchten Taschentücher zu waschen und zu trocknen. Anfangs weigerte sich die Kaiserin, dann stimmte sie zu, und der Doktor machte sich an's Werk. Er stieg aus, wusch die Taschentücher im Landgraben und hing sie am Schlag des Wagens auf, so daß der Luftzug während der Fahrt sie trocknen konnte. Im Hafen von Deauville lagen zwei Yachten. Die eine, die „Gazelle“, gehörte dem Sir John Burgoyne, einem persönlichen Freunde Napoleon's III. An ihn wandte sich Doktor Evans; aber der Engländer weigerte sich entschieden; er sei Engländer und wolle sich in die Politik nicht mischen. Auch sei ein Sturm im Anzuge.

„Dann wende ich mich an die amerikanische Yacht,“ sagte der Doktor.

„Das rath' ich Ihnen nicht,“ erwiderte der Engländer, „wenn Sie nicht absolut ertrinken wollen. Das ist kein Schiff, sondern eine Kuschale; sie hält die See nicht aus.“

Der Doktor drang nun nochmals in den Engländer und schließlich gab dieser nach. Um nicht aufzufallen, ging die Gesellschaft Abends spät an Bord und Morgens 6 Uhr, am 7. September, fuhr die „Gazelle“ ab. Die Yacht war ein Segelschiff, nur 45 Fuß lang, und die einzige Kabine, die sie hatte, war nur etwa 2 1/2 Meter groß. In diesem Loche saßen 23 Stunden — so lange dauerte die Ueberfahrt — vier Personen: die Kaiserin, Madame Lebreton, Doktor Evans und Sir John Burgoyne. Das Wetter war ungemein stürmisch und Sir John hatte die größte Angst, weil er sein letztes Stündlein gekommen glaubte. Die Kaiserin war bedeutend ruhiger, war sie doch der Gefahr entronnen, von den Republikanern aufgegriffen und als Gefangene zurückgehalten zu werden. Im Hafen von Hyde geschah die Landung. Die Reisenden saßen so schlecht aus, daß man sie im Hotel Pier nicht aufnahm. Sie gingen in's Hotel York.

Evans begleitete die Kaiserin nach London und mietete für sie das Hotel Cambden Place in Ghislhurst, das dann lange Zeit hindurch ihr ständiger Aufenthalt war.

Niemals konnte eine Majestät, eine Kaiserin, eine größere Demüthigung erfahren und eine Wandlung des irdischen Schicksals und Menschenlooses sehen, als bei dieser Flucht. „Sie transit gloria mundi!“ so sagt man da unwillkürlich — so geht die Herrlichkeit der Welt hin! Jeder sehe, wie er's treibe, und wer steht, daß er nicht falle! so sagt der Dichter. Die Personen, die der Kaiserin bei der Flucht behülflich waren, wurden übrigens schlecht belohnt; denn die Kaiserin dachte nicht einmal daran, sich bei Sir John Burgoyne zu bedanken, und es bedurfte ein Jahr darauf einer rügenden Bemerkung der Lady Burgoyne, damit das Veräumte nachgeholt wurde.

Ja, ja, man soll nicht auf den Dank der Menschen rechnen!

Der Elbsaal. (Zu unserem Bilde auf Seite 25.) Wer jemals im Riesengebirge gewesen, im schönen Reiche Rübzahl's, des gewaltigen Berggeistes, der die schlechten Leute mit allerlei Schabernack strafft, die guten aber trefflich zu belohnen weiß, der hat gewiß auch die Kammwanderung gemacht, schon des Rübzahl wegen. Hoch oben auf dem Gebirge über den tiefen, schauerlichen Gründen der Schneegruben, in welche nach der preussischen Seite hin das Gebirge steil abfällt, erhebt sich eine großartige Felsmasse, Rübzahl's Kanzel genannt. Dorthin pilgern gerade in diesem Jahre mehr Menschen als gewöhnlich, denn heuer feiert das Fest ihres 50jährigen Bestehens die Schneegrubenbaude, das gastliche Wirthshaus auf dieser Stelle des Kammes, von wo aus am bequemsten auch die Elbquelle und der Elbsaal besucht werden kann. Eine kurze Wanderung nach Westen über den weiten grünen Plan führt zuerst auf österreichischem Gebiet zu dem in Stein gefaßten Brunnlein, das die Ehre hat, offiziell als die Quelle des großen deutschen Stromes zu gelten. Dann folgt man dem Laufe des kleinen Rinnfals, das sich nur im Frühjahr durch den Schnee zu einigem Umfange entwickelt, bis zur Elbbaude. Dort wird den ganzen Sommer hindurch das Wässerlein gestaut, damit zum Vergnügen der Touristen der „Elbsaal“ seine Schuldigkeit thun kann. Das Quellflüßlein der Elbe fällt nämlich hier mehr als 20 Meter tief jählings hinab in den Elbgrund, und in der schnee- und regenreichen Jahreszeit macht sich der Fall auf ganz natürliche Weise so stattlich, wie ihn unser Bild zeigt. Im Sommer verhilft dann, wie gesagt, dem Baudenwirth, bzw. dem gräflichen Grundherren das Stauen zu dem ertragreichen Elbsaalzoll. Sobald die „Strippe“ gezogen ist, donnert das aufgesammelte Kammwasser in mächtigen Kaskaden den steilen Hang hinab. Wenn sich über diesem Schauspiel ein wolkenloser Himmel spannt, so glänzen und sprühen tausend Regenbogenlichter aus dem wild schäumenden Gischt auf, und der entzückte Tourist ist trotz des Guldenzoll'es hoch zufrieden, wenn das Vergnügen auch nur wenige Minuten währt.

Vor Gericht. Präsident: „Angeklagter, Sie sind erst 15 Jahre alt und stehen schon?“ — Angeklagter: „Ja, Herr Präsident, mei Vater hat mir immer g'sagt, an ordentlicher Bursh' muß zeitlich dazuschau'n, daß er a G'schäft anfängt.“

Lit. Auf einem der beschwerlichsten Märsche in Rußland blieb ein schwächlicher Hautboist etwas zurück und eilte nun desto geschwinder, sich an sein einige hundert Schritt entferntes Regiment anzuschließen. Allein ein herumschwärmender Kosak verhinderte ihn daran, indem er ihm den Weg nach dem Regimente abschchnitt. Der Hautboist hielt sich für verloren. Mit seinem kurzen Seitengewehr konnte er gegen den gutberittenen und mit einer Pike bewaffneten Feind nichts ausrichten. Zum Glück war es der Jagotbläser des Regiments, den dieser Unfall traf. Entschlossen blieb er stehen, nahm sein Jagot und schlug damit, wie mit einer Flinkte, auf den Kosaken an; dieser sah die große Mündung des Instruments und in der Meinung, es sei ein Feuergewehr, nahm er erschrocken die Flucht.

Auf dem Exerzierplatze. Feldwebel (zu den Mannschaften): „Aufgepaßt jeßt! Wenn ich die Namen verlese, so sag Seder, der da ist, hier! Und Jeder, der nicht da ist, hält den Mund. Wertt Euch das!“

Buntes Allerlei.

Falscher Stolz.

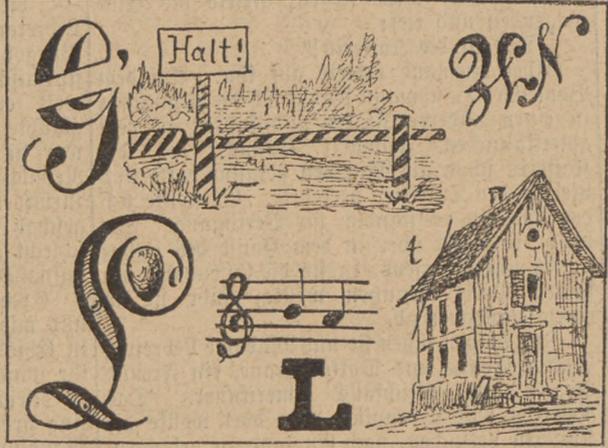


Erster Spitzbube: „Sieh' mal, da auf der Tafel steht: Achtung vor Taschendieben.“
 Zweiter Spitzbube: „Darauf können wir stolz sein.“
 Erster Spitzbube: „Na, aber weshalb denn?“
 Zweiter Spitzbube: „Weil daraus hervorgeht, daß wir Achtung genießen.“

Das gestörte Frühstück. (Zu unserem Bilde auf Seite 29.) In die Blaubeeren wollten sie gehen, die Kathrin und die Giese. Die Eltern weilen fern auf dem Felde. Sie hatten den Kindern den großen Henteltopf reichlich mit Schlipvermilch gefüllt, ihnen große Schnittten Brod in die Hand gesteckt zu gutem Frühstück und ihnen anbefohlen, nicht zu weit vom Gehöfte wegzugehen. Denn hinter der alten Weide beginne das Moor, wo in den Binsen die schwarze Here sige, welche schon vielen Kindern gar böses Leid angethan habe. So warnten die Eltern, aber der Altklug, die Kathrin, wußte, daß mitten durch das Moor ein fester Pfad in das Holz führt, wo gerade jezt die Blaubeeren köstlich reif geworden. Und so lud sie denn das Schwesterchen ein, mitzugehen, damit sie beide ihre Milch mit den Beeren zugleich aus dem Topfe schlecken könnten, was herrlich munden soll. Da kreuzte an der alten Weide die Gänsehaar schnatternd ihren Weg. Kathrin hatte die Milch nur einen Augenblick der Obhut Giesens überlassen, um sich eine Gerte zu Schutz und Wehr gegen die Zubringlichkeit der Backeläuger abzubrechen — da war das Unglück schon geschehen. Der böse Ganter (Gänserich) hatte keinen Respekt vor der Giese, er stürmte auf die Milch zu und bald hatte das ganze Gänsevolk Posto gefaßt um den Frühstückstopf der Kleinen und kümmerte sich wenig um die schreiende Giese. Kathrin hatte dann den Rest der Milch noch glücklich gerettet. Als sie sich aber im Gefühl des errungenen Sieges ruhig hingesezt, wagte der Gänserich einen neuen Vorstoß und drängte beutegierig auf das Brod Giese's ein. Wieder muß Kathrin dem Schwesterchen zu Hülfe kommen und sie thut es diesmal mit Gemüthlichkeit, denn die Gefahr ist nicht gerade dringlich, weil der Angreifer jezt keinen rechten Succurs hinter sich hat. Doch die Milch bleibt verloren. Der verdorbene Rest schmeckt garstig und damit ist denn auch der schöne „Blaubeerentraum mit Milch“ für diesmal dahin.

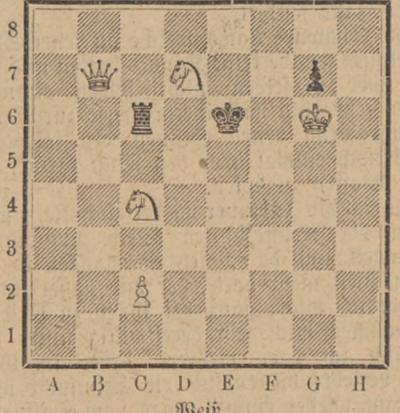
Verstümpft. Bettler: „Bitte, geehrter Herr, um eine kleine Gabe, ich habe schon seit 4 Tagen nichts geessen.“ — Herr: „Thut mir leid, mein Lieber, ich habe nur ein Dreimarstück bei mir.“ — Bettler (eifrig): „O, mein Herr, ich kann Ihnen herausgeben.“

Rebus.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Schach. Aufgabe Nr. 8. Schwarz.



Weiß zieht und sezt mit dem 3. Zuge Matt.

Homonym.

Du siehst mich bald auf hohem Hügel,
 Bald unten in dem Thale steh'n,
 Ich bin des Hauses Schutz und Riegel,
 Mich kannst du überall dort seh'n.

Sch hab' ein Herz von Stein und Eisen,
 Und stolze Thürme schuf man mir,
 Und oftmals schmück' an gold'nen Kreisen
 Sch Hals und Arme zierlich dir.

Du haust mich oft bis zu dem Aether
 Im jugendlichen Uebermuth;
 Doch wie ich stieg, so muß ich später
 Zerrinnen, wie der Wasser Fluth.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Welcher Schlag trifft nie genau zu?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Der Entsch.

Auflösung des Recept's aus voriger Nummer:
Muhig Blut und Sakergrüß' sind zu vielen Dingen nüs'.

Logograph.

Es verändert die Farbe nicht,
 Wenn man ihn vorn ein L abbricht;
 Mit dem L war's irdisch noch,
 Ohne das L ist es himmlisch Licht.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Retorte. — Kaiserkrone.

Alle Rechte vorbehalten.
 Nebstigt von C. Bösel in Berlin.
 Gedruckt und herausgegeben von John Scherwin's
 Verlag, H. G., in Berlin W. Behrenstr. 22.